

LEITARTIKEL



Von Thoralf Cleven

Mehr als nur ein kleiner Unterschied

Wie die Zeiten sich ändern. Um das Jahr 2000 herum hielten die Deutschen die explosionsartig gewachsene Arbeitslosigkeit für das soziale Brennpunkthema Nummer eins. Heute werden vor allem die Einkommensunterschiede als ungerecht empfunden – die zwischen Geringverdienern und Managern, aber auch die zwischen Nord und Süd sowie West und Ost.

Dass sich die Perspektive verschoben hat, liegt vor allem am boomenden Arbeitsmarkt. Die Einkommensunterschiede hingegen haben sich in Deutschland wenig geändert, wengleich es immer wieder mal Debatten über die Gehälter der Bosse gibt. Die regionale Differenzierung ergibt ebenfalls seit Jahren ein Bild: Süddeutschland hat beim Lohnniveau die Nase vorn, Hamburg ist im Ländervergleich an der Spitze, und der Osten hinkt hinterher. Fast überall.

Fast 30 Jahre nach dem Mauerfall sind 739 Euro Unterschied bei den mittleren Verdiensten zwischen Ost und West erschreckend. Die 739 Euro haben nicht allein eine finanzielle Dimension für den einzelnen Beschäftigten im Osten. Sie haben darüber hinaus eine gesellschaftliche Bedeutung für die ganze Republik.

Nach der Bundestagswahl im vergangenen September ist viel gedeutelt worden, warum die Menschen in den ostdeutschen Bundesländern so gewählt haben, wie sie gewählt haben. Von abgehängten Regionen ist die Rede gewesen, die es in Wahrheit ja auch im Westen gibt. Doch das Problem tritt im Osten eben fast flächendeckend auf. Und da wirkt die 739 wie in Ziffern gegossene Ungerechtigkeit. Verständlich: Denn die Ostdeutschen arbeiten genauso fleißig wie ihre Kollegen im Westen – nur noch etwas länger in der Woche.

Das Empfinden von Ungerechtigkeit lässt sich nicht durch Verweise auf wirtschaftliche Zwänge oder schwierige Infra-



Ost-Länder haben mit Billiglöhnen geworben – und bekommen nun die Quittung.

struktur beseitigen. Es müssten schon erkennbare Verbesserungen her. Aber wie?

Die Krux ist, dass die Ost-Bundesländer lange, lange selbst mit dem Argument, bei ihnen seien die Lohnkosten besonders niedrig, Ansiedlungspolitik betrieben haben. Das fast überall zu besichtigende Ergebnis: Geförderte Unternehmen richteten im Osten verlängerte Werkbänke ein, zahlten ihre Steuern im Westen und zogen sich nach Ablauf des Förderzeitraums wieder zurück. Von den Nebenwirkungen – flächendeckende Tariffucht, lange wirkende Ausnahmeregelungen oder milliardenschwere neue Stützen für Firmen – ganz zu schweigen.

Die politische Tragweite dieser Entwicklung ist auch am wachsenden Zuspruch für Rechtspopulisten erkennbar. Und teuer wird es ebenfalls. Die Niedriglöhner von heute sind die auf staatliche Hilfen Angewiesenen von morgen. Hier zahlen dann alle drauf – egal, wo sie wohnen.

SPEAKERS' CORNER



Von Wladimir Kaminer

Wo bin ich?

Als Geschichtenerzähler habe ich keine Sommerpause. Jedes Jahr besuche ich um die 200 deutsche Städte, dazu noch ein paar im Ausland, dort wo die Menschen Deutsch verstehen, in Österreich, Süddänemark, Belgien und der Schweiz.

Wenn meine Mutter mich unterwegs anruft und fragt: „Wo bist du, mein Junge?“, dann schaue ich aus dem Fenster des Hotels und frage mich: „Wo bin ich eigentlich?“ Meistens befinden sich die Hotels in einer Fußgängerzone, ich sehe ein Parfümgeschäft, eine Drogerie, eine Apotheke, einen Sportladen, die mollige Blondine hinter dem Tresen der Bäckerei schaut gelangweilt über die Brötchen hinweg in die Ferne. Die Menschen sehen aus wie Touristen, alle tragen kleine Rucksäcke, alle haben Wasserflaschen in der Hand und alle machen Selfies, sie fotografieren unermüdlich sich selbst, als hätten sie Angst, in der austauschbaren Geschäftselandschaft zu verschwinden.

Dann sage ich meiner Mutter, ich sei in Hildesheim, sie weiß nicht, wo das ist. Eine Folge der Globalisierung ist die Nivellierung der Einkaufsstraßen. Die Welt verwandelt sich in ein globales Hildesheim. Die einzige Möglichkeit festzustellen, wie die Stadt wirklich heißt, befindet sich am Bahnhof. Dort, vorn am Gleis, steht das Schild mit dem Namen der Stadt. Der Zug fährt schnell vorbei. Wenn ich zur rechten Zeit nicht aus dem Fenster schaue, ist es nicht mehr möglich, die Stadt zu erkennen. Wenn ich von meinen Reisen nach Hause komme, gehe ich auf der Straße, in der ich wohne, an der Drogerie, der Apotheke, dem Sportgeschäft vorbei und an der Bäckerei mit der Blondine, die einmalig im ganzen Land ist: Unsere Blondine ist nämlich brünett.

Wladimir Kaminer lebt als Schriftsteller in Berlin.



Ein Ort im Ausnahmezustand: Vorgärten werden zu Verkaufsflächen, auf der Dorfstraße Wackens flanieren Tausende Metal-Fans (großes Bild), bevor sie zu den Bühnen pilgern (links). Das Geschäft mit den WOA-T-Shirts brummt.

FOTOS: JACQUELINE SCHULZ

Ein Dorf sieht schwarz

362 Tage Kaff, drei Tage Metropole: Das Wacken Open Air macht aus einer beschaulichen Gemeinde in Schleswig-Holstein einmal im Jahr die Hauptstadt der Heavy-Metal-Welt. Mittlerweile haben sich die Bewohner mit den exzentrischen Gästen bestens arrangiert – und verdienen prächtig an ihnen.

Von Julius Heinrichs

Die Katze bleibt regungslos liegen. Gerade noch huschte sie über die kleine Straße, dort wo sie wahrscheinlich schon so oft gemütlich entlanggelaufen war. Dann hat sie das Auto erwischt. So viel Verkehr war sie nicht gewohnt. Nicht hier, im schleswig-holsteinischen Wacken mit seinen 1850 Einwohnern, wo zwei Hände genügen, um die Geschäfte der Hauptstraße aufzuzählen. Wo die Gemeinde-Website Bau-Interessierte mit günstigen Wasser- und Abwasserpreisen lockt und es auch Stunden gibt, in denen kein Auto vorbeifährt.

Wacken ist ein Ort wie Tausende andere kleine Ortschaften in Deutschland auch. Und doch ist Wacken anders. Denn einmal im Jahr, stets am ersten Augustwochenende, verleihen 75 000 Metal-Fans diesem Ort seine Bedeutung. Für drei Tage kommen sie in Autos, Campern und Lastwagen, um das Kaff in ein Tollhaus zu verwandeln. Zum größten Metal-Festival der Welt. Wie ein friedliches, schwarz gekleidetes Heer rücken sie in Wacken an, die Schlangen der Autos reichen kilometerweit. Der Unfall mit der Katze bringt die Karawane kurz zum Stehen.

Einer der Dorfbewohner beobachtet die Szene. Sofort springt er auf, um zu retten, was nicht mehr zu retten ist. Wie so viele sitzt er an einer der Auffahrten und beobachtet die Invasion der schwarzen Masse. „Freu dich, du bist in Wacken!“, rufen sie. Als Dank recken die Fahrer ihre Finger zum Metal-Zeichen: Zeigefinger und kleinen Finger hoch, die übrigen eingeklappt. „Das hat so Tradition“, sagt einer der Anwohner und ahmt die „Pommegabel“ nach.

Wacken ist zur Marke geworden

Nach der Begrüßung (meist gegrölt: „Waaaaaackääähnn!“) beginnt für die Gemeinde das Geschäft. Längst sind Festivals zu einem der wichtigsten Zweige der Veranstaltungsindustrie geworden. Allein 2013 (neueste Daten) betrug der Umsatz deutscher Festivals laut



Festivalbesucher zeigen mit den Fingern am Ortschild die „Pommegabel“ als den Metal-Gruß. FOTO: DPA

Bundesverband der Veranstaltungswirtschaft 336 Millionen Euro. „Vor 20 Jahren gab es vielleicht vier große Festivals“, sagt Verbandspräsident Jens Michow, „heute sind es um die 300.“ Damit wuchs die Zahl der Veranstaltungen schneller als die Zahl ihrer Besucher. Um trotzdem Zehntausende Besucher anzulocken, setzen Veranstalter auf immer luxuriösere Angebote. Selbst beim Wacken-Festival, das sich öffentlich gern schmutzig-schlammig-wild präsentiert, sind mittlerweile auch hochpreisige Schlammlos-Angebote verfügbar. Im Hotel mit Frühstück und Dusche etwa oder auf einem gehobenen Zeltplatz in Mietbullis.

Zusätzlich sind für fast alles eigene Wacken-Produkte erhältlich: das Wacken-Klebeband, das Wacken-Auto-Set, die Wacken-Uhr, die Wacken-Sonnenbrille. Denn längst hat sich Wacken vom Festival gelöst und zu einer Marke entwickelt. Unzählige Dokus und Bücher zementieren diesen Kult. Derzeit dreht Regisseur Michael David Pate einen Kinospießfilm über die Wacken-Gründung, der sein Übriges dazu beisteuern wird, Wacken vollends zur Legende werden zu lassen.



Es ist jedes Mal schön, wenn das Festival beginnt ...

Anwohner aus Wacken

Angefangen hat alles in einer Kiesgrube mitten in der norddeutschen Pampa mit wenigen Hundert Gästen. Es war das Jahr 1990, Heavy Metal war tot, noch nicht einmal Metallica massentauglich, und die Idee der Festivalgründung eigentlich bekloppt. 12 D-Mark kostete ein Ticket damals. Dass es heute 220 Euro, sind zeigt, wie sehr sich der Metal und die Festivalkultur verändert haben. Aus den verschrobene Gruben-Jungs von früher, den Gründern Holger Hübner und Thomas Jensen, sind heute Leiter eines erfolgreichen, mittelständischen Unternehmens geworden, das in zwei Wochen im Jahr zu einem der größten der Region anschwillt und auch vor und nach dem Festival mit weiteren Veranstaltungen lockt. Mittlerweile ebenfalls buchbar: Metal-Urlaube, Metal-Kreuzfahrten und ein Metal-Winter-Festival – dazu ein Sportwettkampf, gesponsert von einem Lutschpastillen-Hersteller.

Eine einzige Konsummeile

Im Sponsoring liegt neben den immer happigeren Preisen die zweite Umsatz-Säule von Festivals: Wer auf dem Festival eincheckt, bekommt dazu eine Tüte mit allerlei Nützlichem – plus Werbeflyern und Pröbchen. Auf dem Konzertgelände selbst erheben sich grell leuchtende Markenlogos von Kaffee, Bier, Klebeband und Telekommunikationskonzern über die Masse aus Schwarz und Haut. Dazu schlurfen fortwährend hitzegeplagte Zigarettenverkäufer über die Plätze, umringt von Essens-, Getränke-, Werbe- und Verkaufsbuden, gegen deren Preise jeder Flughafenkiosk günstig ist. Sie alle sind gerammelt voll. Festivals setzen der Deutschen Sparinstinkte außer Kraft.

Und weil dem so ist, ist auch das Dorf rund um das eigentliche Festival während des Festivals eine einzige Konsummeile. Die einen Anwohner haben ihre Einfahrten an Händler vermietet, die anderen bewirtschaften diese selbst. Sie alle



Das Wahrzeichen der Wacken Open Air zeigt den Metal-Grüß – auch „Pommegabel“ oder „Teufelshörner“ genannt. FOTO: IMAGO



Wacken macht Programm für Nostalgiker

Judas Priest, Halloween und Otto treten auf

Von Daniel Killy

Wacken. Heavy Metal, auch wenn es für ungeübte Ohren zunächst nicht so klingen mag, ist ein sehr tragender Ast am Baum der Populärmusik. Ungezählte Verzweigungen gibt es da: Thrash Metal, Death Metal, Speed Metal, Power Metal, Symphonic Metal, Viking Metal, Metalcore, Black Metal, Melodic Metal. Was sie alle eint, ist der gemeinsame Ahnvater Hardrock – und somit mittelbar der Blues. Allerdings ist Metal seit den 1970er-Jahren, als sich Bands wie Black Sabbath von den Blues-Harmonien abwandten, per Definition kein Rock mehr.

Wenn man diesen sehr strengen, musikalischen Maßstab anlegt, ist Wacken schon lang kein reines Heavy-Metal-Festival mehr. Da die meisten Metalheads, wie die Anhänger dieser Musikrichtung genannt werden, überwiegend nur ein wüstes Äußeres, aber ein sanftes Innenleben haben, nehmen sie derartige Verwässerungen toleranter hin.

Auftritte von eher genrefremden Größen wie Otto, der für gestern Nacht angekündigt war, und den Shantyschunklern von Santiano – die werden vom Firmenimperium der Wacken-Macher Holger Hübner und Thomas Jensen gemagnt – sind gar kein Problem. Etwas schwieriger wird es, wenn es um das gesamte Line-up geht, also die Bands, die insgesamt das Festival ausmachen. Natürlich sind große Namen in Wacken der Normalfall, in diesem Jahr sind es Judas Priest, Nightwish und Halloween, die als Headliner firmieren. Zwar haben Judas Priest gerade im Frühjahr 2018 ihr 18. Studioalbum veröffentlicht, doch gehören sie wie auch die anderen beiden eben dennoch zu den „has-beens“ – jenen Bands also, die vor allem vom Ruhm längst vergangener Tage („Breaking the Law“, 1980) zehren. Diese Tendenz zu Musiknostalgie hat die vergangenen Jahre zugenommen in Wacken. Das führt zu Auftritten von Nazareth oder Extrabreit.

Folglich bekommt Wacken langsam aber sicher ein Nachwuchsproblem. Ein Großteil der Fans im Camperpark kommt mittlerweile mit seinen erwachsenen Kindern zum Festival. Die Bands, die vor allem ein junges Publikum anziehen, wie etwa Killswitch Engage aus den USA, waren ewig nicht beim Wacken Open Air (W:O:A) – und die aktuell wohl heißeste Band des Genres, Parkway Drive, war nur 2016 einmal hier. Auch Vertreter der Neuen Deutschen Härte, dem linksurbanen Gegenentwurf zum Rechtsrock, sind 2018 nur durch Oomph! vertreten. Wie es aussieht, wird der Trend zu den alten großen Namen in Wacken so schnell nicht aufhören. Im „Stern“-Interview 2017 hat sich Festivalgründer Thomas Jensen für die Zukunft Metallica, Manowar und Kiss gewünscht.



Judas Priest-Sänger Rob Halford (66) steht in Wacken auf der Bühne. FOTO: DPA

verdienen daran. Als erstes kam das Hangover Wacken auf diese Idee, ein familienbetriebenes Vier-Tage-Restaurant. Die Veranda ist zur Theke umgebaut, dahinter eine Küchenplatte auf Kühlschränken. Im Garten steht ein Kühlwagen, in der Küche brutzelt Speisen, wer gerade nicht im Verkauf arbeitet. In jedem Jahr 10 Euro zusammen. Er bringt seinen Augen liegt Müdigkeit.

Vor dem Eingang fahren Harkon und Simon, beide 16 Jahre alt, mit ihren Rädern auf und ab. Sie sammeln das Pfand der Trinkfreudigen. Bei Simon kamen so im vergangenen Jahr 180 Euro zusammen. Ein Handy hat er sich davon gekauft. Harkon hingegen spart lieber. Die beiden sind zwei von unzähligen Pfandsammlern. Sie teilen sich die Straßen mit Kettcarfahrern wie dem zwölfjährigen Johannes. Er bringt Camper mit Großeinkäufen in seinem Anhänger zum Zeltplatz. Kostenpunkt: 10 Euro. Ein Freund hatte die Idee. Jeder fährt, sooft er kann, am Ende wird geteilt. Profi-Fahrer pimpen ihr Vehikel mit Hupe und Warnleuchte.

Zu schleppen gibt es viel: Bier sowieso, aber auch Andenken und Campingbedarf. Der nahe gelegene Baumarkt hat dafür in einem Vorgarten extra eine Teilzeitniederlassung gegründet. Auch ein regionaler Bäcker mietete für die Festival-Zeit ein leer stehendes Ladenlokal. Die örtliche Backstube Sievers verkauft sogar spezielles Wackebrot mit besonders starkem Geschmack dank Karotte, Rucola, Zwiebeln und Gewürzen.

Bis 2020 ausgebucht

Einige Anwohner vermieten ihre Duschen zum schlammlosen Reinigen für 2 Euro, andere ihren Garten zum ruhigeren Campen, die Gaststätten der Umgebung sind bis 2020 ausgebucht. Und selbst vor der Apotheke hat sich eine Schlange gebildet. Die Top 3 der verkauften Produkte: Blasenpflaster, Kopfschmerztabletten und Magen-Darm-Medikamente. In diesem Jahr sind wegen Hitze und Staub zudem Nasenspray und Augentropfen beliebt.

Nicht weit entfernt befindet sich das Wacken Café. Den Kaffee von Antonio Jose Julia-Allen und Lutz

Die großen Festivals in Deutschland



„Das ist ja das einzige Mal, dass richtig was passiert im Dorf“: Besucher kühlen sich auf dem Gelände mit Wasserschläuchen ab. FOTO: JACQUELINE SCHULZ

Metal-Fans mögen die Beständigkeit. Sie sind anders als die Besucher anderer Konkurrenz-Festivals, sie wachsen nicht raus aus ihrer Musik. So ist die größte Gruppe der Festivalbesucher laut Meinungsforschungsinstitut YouGov aus dem Jahr 2015 zwischen 18 und 24 Jahren alt. In Wacken sind alle Altersstufen vertreten. Einmal Metal-Fan, immer Metal-Fan. Und irgendwann bringt man eben die Enkel mit oder die Urenkel. Metalliker ist man aus Leidenschaft, das zeigt zum Beispiel Riccardo Möller, der extra aus Abu Dhabi nach Deutschland reiste, seine Freundin halb versetzte, um zu dreckiger Musik dreckig zu tanzen. Oder Gunnar Polansky, der mit seiner Frau 20 Minuten von Wacken entfernt in einem Gasthaus schläft, um die Tage auf dem Festgelände zu verbringen. Das zeigen Hunderte, die mit Kindern anreisen, die stolz ihren 15. Besuch verkünden oder für ihre üppigen Zeltplatz-Konstruktionen ein ganzes Monatsgehalt verprassen.

Alle verdienen mit

Ähnliche Beständigkeit herrscht auch bei den Einwohnern. „Das ist ja das einzige Mal, dass richtig was passiert im Dorf“, sagt ein Anwohner. Ein anderer ergänzt: „Wie kann man etwas dagegen haben, wenn jeder daran verdient?“ Tatsächlich verdienen unzählige Dorfbewohner an den Metal-Fans. Die Kinder an Kettcars und mit dem Pfandsammeln, die Erwachsenen durch die

Verpachtung der Felder, die Vermietung der Vorgärten oder eigene Geschäfte, die Läden im Ort durch dauerklingelnde Kassen. Sie alle profitieren vom Glasfaserausbau für das Festival, von dem andere Gemeinden nur träumen können.

Wer nicht mitmacht, bekommt sein Haus auf Wunsch vollständig eingezäunt, damit niemand sich daran entleert. Wem etwas kaputtgeht, der bekommt Ersatz. Beschwerden gibt es trotzdem manchmal, aber nur leise. Darüber, dass einige Anwohner vier Tage lang nicht zu ihren eigenen Wohnungen fahren dürfen etwa. Oder darüber, dass mit den Metal-Fans auch die Metal-Fan-Touristen kommen auf der Suche nach Skurrilitäten.

In der Eröffnungsnacht, kurz nach 0.30 Uhr, die Band Judas Priest hat gerade gespielt, pilgert der erste Teil der Fan-Karawane selig zum Zeltplatz. An ihren Füßen klebt Staub, an ihren Körpern der Schweiß, in ihren Gesichtern das Glück, verstärkt von Alkohol, fiependen Ohren und hitzetumben Köpfen. Die Band hat ein grandioses Konzert gespielt. Für Konzerte wie dieses kommen die Fans her. Noch bis Sonntagabend. Danach beginnt die ruhige Jahreszeit in Wacken. „Es ist jedes Mal schön, wenn das Festival beginnt“, sagt einer der Anwohner, nachdem der erste Ansturm bewältigt ist. Dann fügt er hinzu: „Und jedes Mal freut man sich, wenn es anschließend wieder aufhört.“

„... und jedes Mal freut man sich, wenn es anschließend wieder aufhört.“

Anwohner aus Wacken

von der Geest, beide Maschinenbauer, gibt es hier zu kaufen. Als bei einem Kunden eine Röstmaschine streikte, sprachen sie darüber – und nicht lange, da wollten sie auch so eine. An einem Sonntag bei einem Fußballspiel war das. „Am Montag dann haben wir die Firma angemeldet.“ Heute rösten die beiden mehrere Tonnen jährlich direkt vor Ort. Das Ganze ist ein Hobby, verdienen tun die beiden kaum daran, und einen Teil der Einnahmen spenden sie. Diese Seite des Festivals gibt es ebenfalls: Nicht alle verdienen für sich selbst, sondern einige eben auch für andere. 60 Frauen beispielsweise backen Kuchen, die sie für die Deutsche Knochenmarkspenderdatei verkaufen; die Mitarbeiterinnen des örtlichen Kfz-Service nähren den Winter über Herzen, die sie gegen Spenden für wohltätige Aktionen nun abgeben. Auch das machen sie jedes Jahr.